

Die übergeflossene Jauchegrube

Eine Bezirkshauptmannschaft hat im November 1969 einen Landwirt nach dem Wasserrecht bestraft, weil durch Überfließen seiner Jauchegrube ein Bach verunreinigt wurde. Der Bestrafte hat berufen und wurde abgewiesen und hat schließlich — vermutlich im Vertrauen auf dessen bisherige Einstellung — den Verwaltungsgerichtshof angerufen, der aber die Beschwerde abgewiesen und damit den Bescheid der Berufungsbehörde bestätigt hat, der wie folgt lautet:

„Der Beschuldigte hat es unter Außerachtlassung der im § 1297 ABGB gebotenen Sorgfalt unterlassen, Maßnahmen zu ergreifen, die verhindert hätten, daß am 16. und 17. August 1969 jauchehaltige Abwässer von der Düngerstätte und der Jauchegrube seines Anwesens in den Bach gelangten und dabei eine Gewässerverunreinigung bewirkten, die den Bestimmungen des § 30 WRG 1959 in der geltenden Fassung zuwiderläuft und die nicht durch eine wasserrechtliche Bewilligung gedeckt ist. Der Beschuldigte hat dadurch eine Verwaltungsübertretung gemäß dem § 31 Abs. 1 WRG 1959, in der Fassung des Bundesgesetzes vom 22. Mai 1969, BGBl. Nr. 207, in Verbindung mit dem § 137 WRG 1959, in d.

g. F. begangen. Gemäß § 137 WRG 1959 i. d. g. F. wird gegen den Beschuldigten eine Geldstrafe von S 1000,— verhängt. Im Falle der Uneinbringlichkeit der Geldstrafe tritt an deren Stelle eine Ersatzarreststrafe in der Dauer von 3 Tagen ...“

Damit kommt dem in der Novelle 1969 neu gefaßten § 31 besondere Bedeutung zu, da der Verwaltungsgerichtshof nunmehr bei Eintritt einer unbeabsichtigten — und nicht nach § 32 bewilligungspflichtigen — Gewässerverunreinigung eine Verwaltungsübertretung als gegeben annimmt. Mit dem grundsätzlichen Sorgfaltsgebot des § 31 Abs. 1 WRG werden demnach jene Fälle erfaßt, in denen der Eintritt einer zunächst bloß möglichen Verunreinigung vermieden werden soll.

Nachdem der VGH weiterhin festgestellt hat, daß ein Landwirt die Schädlichkeit der Jauche kennen müsse und ihm auch die Möglichkeit des Überfließens bei langem Regen bekannt sein müsse, wird in Zukunft damit zu rechnen sein, daß wasserrechtliche Strafverfahren wegen Gewässerverunreinigung durch Jauche in der Regel Erfolg haben werden.

F. Merwald

Würfe mit dem Leiterrarn

Sonne über dem Wasser und Windstille, das ist das richtige Wetter für das Leiterrarn.

Fast lautlos gleitet die lange Fischerzille über den Augraben, über dem die Hitze des Hochsommertages brütet. Ich stehe im „Gransl“ der Zille und schaue mit zusammengekniffenen Augen auf das flimmernde Wasser hinaus, in dem sich die weißen Barockwolken spiegeln.

Über eine seltsame Welt gleitet unser Boot hin: Üppig rankende, wuchernde, schlingende Unterwasserwälder in allen Farbtönen von Grün, Braun und Blau, schwankende Algenbärte an Strunk und Stumpf, bald blaugrauer, dann hellweißer Sand über den die bizarren Schatten der Wasserläufer und der flüchtenden Fische huschen, das alles leicht zitternd, von seltsamen Lichtern durchfunkelt, überschattet

von den hohen Wolkentürmen und den Uferbäumen. Wie ein urweltliches Märchentier gleitet der Schatten einer langbeinigen Larve über den hellen Sand, opale Lichter zucken in den schwankenden Hornkrautbüscheln und über grünen, braunen und rötlichen Algenpolstern knistern tiefblaue Libellen, tanzen zierliche Mücken, laufen hurtige Spinnen. Das flimmert und funkelt, dunkelt und schattet, schwimmt und schwebt, huscht und hastet, flattert und flüchtet, das paart sich und zeugt, frisst und wird selbst gefressen. das ist das millionenfach gebärende, das millionenfach mordende und meuchelnde, das unentwegt siegende Leben.

Sosehr bin ich versunken in den Anblick der Märchenwelt, die lautlos unter mir hin gleitet, daß ich fast ganz vergessen habe, warum ich hier bin. Ein leiser Zuruf Oskars schreckt mich aus meinem Grübeln auf: „Fritz, da vorn, bei den Staudn, da san Näsling.“

Ich folge mit den Blicken der weisenden Hand. Dort, wo sich die Weidenbüsche weit über das Wasser neigen, gleiten schnelle, manchmal hell auffunkelnde Schatten hin und her, Näslinge sind es, die sich zwischen starren Ästen, wehenden Algenrasen, Tausendblatt, Hornkraut und Wasserpest tummeln.

Lautlos und vorsichtig mache ich mit den bloßen Füßen ein paar Schritte zurück, sehr darauf achtend, daß ich nicht zu fest auftrete, denn jede Erschütterung könnte die Fische warnen. Vor mir, im „Gransl“ der Zille sind die „Bleie“ in kleinen Bündeln aufgelegt, neben mir liegen in der Mitte des Bootes die wasserbleichen „Flossen“, die Schwimmer des Leitergarns. Ich nehme das Ende des Netzes, das über den Zillenrand hängt, in die rechte Hand und nicke, über die Schulter zurückschauend, Oskar zu, der das Boot sehr vorsichtig und langsam mit seinem hinteren Ende, der „Stur“, dem Ufer zuschiebt. Wie es fast auffährt, hält mir Oskar das Ruder hin. Ich hänge das Garnende schnell auf sein breites Blatt. Während ich, die „Flossari“ aufhebend, nachhelfe, wirft Oskar das Ende des Netzes auf das Ufer. Fast gleichzeitig

stößt er die Zille mit einem Ruck ab und treibt sie mit schnellen Ruderschlägen vorwärts, während ich das Netz über den Zillenrand zu werfen beginne. Das spritzt und sprüht, wie die runden Schwimmer auf das Wasser klatschen, das rasselt und scheppert, platscht und patscht wie die Bleiari über den Bootsrand gleitet. In einem flachen Bogen treibt Oskar die Zille vorwärts während ich das Netz in das Wasser gleiten lasse, immer darauf achtend, daß es sich ordentlich spannt und nicht von uns nachgezogen wird. Das muß sehr schnell gehen, fest und sicher muß man in der schwankenden Zille stehen und das lange Garn handhaben. Und sehr muß man aufpassen, daß es nirgendwo hängen bleibt und daß ja nicht die „Bleie“ über die „Flossari“ fallen. Mit einem leichten Ruck läßt Oskar das Boot an das Ufer stoßen. Ich werfe das Garnende auf das Land, richte mich dann aus meiner leicht gebeugten Stellung auf und sage wie immer: „Guat is a!“

Das Netz spannt sich in einem flachen Halbrund und versperrt den Fischen, die von ihm umstellt unter die überhängenden Weidenbüsche flüchteten, jeden Ausweg. Langsam rudern wir nun außen an dem „Kranzl“, wie wir das Halbrund des Netzes nennen, entlang, wobei wir genau nachsehen müssen, ob das Garn nicht irgendwo hohlliegt und so den Fischen die Flucht ermöglicht oder ob nicht an einer Stelle die „Flossen“ bereits heftig zucken und so anzeigen, daß sich ein guter Hecht, ein Karpfen oder eine schwere Brachse gefangen hat. Dann rudern wir in den Halbkreis des Netzes hinein. Ich habe den langen Bootshaken genommen und schlage ihn nun ein paar mal mit seiner ganzen Länge auf die Wasseroberfläche, daß es platscht und klatscht, sprüht und spritzt. Dann stoße ich ihn mehrmals so schnell in das Wasser, daß silberne Luftblasen aufquirlen — ich mache einen „Plumpser“, wie wir Donaufischer sagen. Auch unter die Uferbüsche stoße ich den Haken, klopfe mit ihm auf den Boden und rüttle an eingeschwemmten Ästen. All dies geschieht, um die eingeschlossenen Fische in die Flucht zu jagen, die unfehlbar im Netz enden muß.



„Dös wirts tuan“, sagt Oskar, fischt mit dem Ruder das Garnende aus dem ufernahen Wasser und reicht es mir. Langsam ziehen wir nun das Netz in das Boot, ich an der „Bleiari“, mein Freund an der „Flossari“. Sorgfältig müssen wir gleichmäßig ziehen und zwar so, daß das Garn einen flachen Sack bildet. Ich nehme die „Bleie“ solange auf, bis ich sie nicht mehr halten kann und lege dann das rasselnde Bündel auf den Zillenrand im „Gransl“. Wasser trieft vom Garn und rinnt auf unsere nackten Füße, Hornblattranken und Algen hängen in den Maschen und manchmal auch ein kleiner Ast, den wir sofort sorgfältig auslösen. Dann kommen die ersten Fische, zwei Rotaugen, die Oskar geschickt aus dem Maschengeflecht befreit und in die hölzerne Wanne wirft, die in der Zillenmitte steht. Wieder ein Rotauge, das aber so klein ist, daß ich es ins Wasser werfe, dann drei fette Näslinge, ein Bärschling, der sich mit seinen Kiemen ganz ungut verhängt hat und schließlich nochmals zwei Näslinge. Dann aber hat Oskar schon das Garnende in der Hand und wirft es über den Zillenrand.

„D’ Hauptsach, daß ma ka Schneida is“, sagt er lachend und schiebt das Netz mit den Füßen etwas zur Seite. Ich habe nach der „Sess“ gegriffen, dem aus Holz gefertigten Schöpfer, und beginne die Zille „auszusessen“. Dann noch einige Schöpfer frischen Wassers in die Holzwanne, in der die Fische schwimmen, und schon kann es weiter gehen.

Wir fahren nicht sehr weit, denn gleich dort, wo die splitternden, mit graubleichen Algen behangenen Strünke aus dem Wasser ragen, wollen wir noch einen Wurf machen. Wieder das gleiche Spiel: langsames Anfahren, dann das Rasseln, Klappern und Platschen des fallenden Garns und wiederum das gewohnheitsgemäße „Guat is a!“ wie das Netzende in das Uferwasser fällt. Diesmal aber haben wir nur geringe Beute: drei Rotaugen und eine olivgrüne Schleie. Die Seider, die wir in das wasserversunkene Geäst flüchten sahen, haben wir — wie fast immer — nicht bekommen. Sie ließen sich mit keinen „Plumpsern“ aus ihren Verstecken treiben.

Die Sonne brennt so auf das Wasser nieder, daß ich das Hemd über den Kopf ziehe und in den Rucksack stopfe, der im „Gransl“ der Zille liegt. Und dann stecken wir uns jeder eine Zigarette an, rauchen langsam und freuen uns über die gute Wärme und den schönen Tag.

Der nächste Wurf bringt uns nur ein paar Rotaugen, dafür aber einen großen, sperrigen Ast ein, der im Netzgeflecht hängen bleibt und leider ein Loch reißt. Ein Stück unterhalb des Grenzsteines aber bekommen wir einen Hecht mit gut drei Kilo, einen schweren, graugrünen Räuber, der mit solchem Schwung in das Netz schießt, daß die „Flossen“ nur so tanzen. Bei den „Kalten Quellen“ geht dann ein Schwung Näslinge in das Garn. Die drei Würfe am Grabenende beim Wasner aber bringen fast nichts ein, da sich die Fische einfach nicht aus dem dichten Pflanzenschungel treiben lassen.

Es ist richtig heiß geworden. Wir haben Brot und Speck gejausnet und sitzen nun eine Weile rastend beisammen. Und beide empfinden wir wohl das Gleiche, nämlich um wieviel schöner es hier ist als in der Stadt mit ihrer Hetze, ihrem Lärm und Gestank. Mein Blick folgt einem Eisvogel, der mit schrillum Ruf vorbeifliegt, und bleibt dann zufällig auf einem knochenbleichen Stumpf, der aus dem Wasser ragt, hängen.

„Du, Oskar, schau, Näsling, a ganza Haufn!“

„Ja, hast recht, gehmas alsdann an!“

Von den Näslingen bekommen wir elf Stück, denn wie wir das Garn auswerfen, saust ein ganzer Schwarm direkt in das tückische Geflecht. Wir sehen uns lachend

an, wie wir einen Fisch nach dem anderen in die Holzwanne werfen.

„Na Fritz, dös hat hinghaut!“ sagt Oskar und lacht über sein braunes Gesicht.

„Ja fesch, dös kunnt öfta so sei!“

Damit wir aber nicht übermütig werden, fangen wir beim nächsten Wurf nur zwei Rotaugen und beim übernächsten einen einzigen Bärschling. Schleimringe in den Netzmaschen aber zeigen an, daß uns Aale, wie dies oft geschieht, wortwörtlich durch die Maschen gegangen sind. Wir passen daher nun sehr gut auf, ob sich wiederum Aale durch das Garn zwängen wollen, was leicht erkannt werden kann, da bei ihren heftigen Bemühungen große Mengen von Luftblasen aufsteigen.

Beim nächsten Wurf schreit Oskar: „Du, Fritz, schnell, da wü a Aal davon!“

Ich reiße das Garn, das noch gar nicht zur Gänze ausgelegt ist, schnell aus dem Wasser, und mit ihm einen dicken Aal, der sich schon fast zur Hälfte durch das Netz gezwängt hat. Und dann raufe ich mich eine Weile mit ihm ab, bis ich den glitschigen, sich meinen zugreifenden Händen entwindenden Fisch endlich in die Wanne werfen kann.

Jetzt aber wollen wir Schluß machen, denn in dem seichten, stark verkrautetem Wasser vor dem Klaustümpel ist das Leitergarn nicht mehr benützbar. Zuerst die Zille und dann das Netz waschen, die Fische in den Kalter, Ruder, „Sess“ und Bootshaken in die Hütte, das Garn auf die Hängstatt, um es zu trocknen. Und dann wolllen wir uns beim Bodingsbauer noch zusammensetzen und bei einigen Gläsern Most den schönen Tag beenden.

Nun erstmals vorbeugender Hochwasserschutz

Mit Ablauf des heurigen Jahres ergibt sich erstmals seit 1954 die Chance, aus der Phase der Schadensbehebung in die eines vorbeugenden Hochwasserschutzes einzutreten. Bisher mußten die Mittel des Katastrophenfonds vor allem für die Beseitigung der enormen Schäden in den Katastrophengebieten der Jahre 1965/66 eingesetzt wer-

den. Gerade jetzt ist die Bereitstellung weiterer Mittel aus dem Katastrophenfonds deshalb unerlässlich! Ist es doch sinnvoller und wirtschaftlicher, vorbeugende Maßnahmen der Hochwasserabwehr zu treffen, als nachträglich Millionenbeträge zur Behebung von Hochwasserschäden aufzuwenden. (*Aus den Wasserwirtschaftl. Mitteilungen 10/1970*)

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Österreichs Fischerei](#)

Jahr/Year: 1971

Band/Volume: [24](#)

Autor(en)/Author(s): Merwald Fritz [Friedrich]

Artikel/Article: [Würfe mit dem Leitergarn 71-74](#)